

Der Acker.

Dort, wo die ragenden Wälder versinken, und die Felder die strömende Sonne trinken, breitet ein Acker sich stark und kühn, von Granaten umkreist, von Saaten grün.

Saat aus versunkenen, friedlichen Tagen, als noch die Arbeit in gläubigem Wagen über die duftende Scholle ging, sprengt auch noch heute den eisernen Ring,

Hebt sich noch heute froh und begeistert sehnd ins Licht und wächst und bemeistert Donner und Dampf und Feuer und Qualm — gesegneter Haalm.

Herz in der Brust, nun spreng deine Mauern, auch du sollst wieder selig erschauern; siehe! die große Erlösung naht: lichtgrüne Saat!

Max Barthel

Lebt Shakespeare?

Eine Betrachtung zum 300. Todestag.

Wir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Akteur, Aulisse verschwinden! Lauter einzelne im Sturm der Zeit wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung, der Welt! — einzelne Geprägen der Völker, Stände, Seelen! — die alle die verschiedenartigsten und abgetrenntesten handelnden Maschinen, alle — was wir in der Hand des Weltkloppers sind — unwissende blinde Werkzeuge zum Gange eines theatralischen Bildes, einer Größe habenden Begebenheit, die nur der Dichter übersehnet.

Herder, Blätter von deutscher Art und Kunst, 1773.

Deutschland rühmt sich, die lebendige Heimat Shakespeares geworden und geliebt zu sein; im doppelten Sinn: in der genialen Erfassung seines Wesens wie in der weiten Verbreitung seiner Geltung und Wirkung. In der Tat, die ernste deutsche Bühne ist heute wesentlich Shakespearebühne. Die jährliche Statistik der Aufführungen scheint einen ungeschwächten Shakespearekult zu beweisen. Auch die verschiednenartigsten und abgetrenntesten handelnden Maschinen, alle — was wir in der Hand des Weltkloppers sind — unwissende blinde Werkzeuge zum Gange eines theatralischen Bildes, einer Größe habenden Begebenheit, die nur der Dichter übersehnet.

In einzelnen lebt also Shakespeare, wahrhaftig wirkend. Hat er aber ein allgemeines Dasein? Shakespeare lebt, das kann nur heißen: wir leben in ihm. Wir mischen unser und sein Erleben. Sein Eigenes treibt in unserem Inneren. So brach das Shakespeareerlebnis einmal in Wirklichkeit als Wirklichkeit in das deutsche Kulturbewußtsein: damals als Herbern sich der Briten der elisabethanischen Renaissance offenbarte und der junge Goethe in seiner Brandung sich formte. Vielleicht erstand Shakespeare nur noch einmal so zeugungsgewaltig auf: in den Fieberzeiten nach der Kulturrevolution, als seine Welt in die glühende Seele Georg Büchners einschmolz.

Hat solche Macht die heutige deutsche Shakespearefähigkeit? Man brauche nur an den erfolgreichsten Shakespeare-Bühnenmann zu denken, an Reinhardt's rauschende Inszenierungen, etwa an das letzte Berliner Sturm-Ausstattungsstück, in dem das klingende Sildand Prosperos in eine sich unablässig drehende Schaustellungswirbel für farbige Kostüme und malerische Requisiten verwandelt wurde. Und man wird zu der trüben Erkenntnis gezwungen, daß der über-eifrige Shakespearebetrieb nur ein Vorwand ist für kunstfremde spekulative Zwecke.

Das ist der klare Sachverhalt, der die Frage nach dem gemein-lebendigen Shakespeare schlechterdings verneint: Shakespeare lebt heute nicht mit der ursprünglichen Gewalt, wie sie im letzten Menschenalter des 18. Jahrhunderts empfunden wurde, sondern wir scheinen vielmehr eher in das 17. Jahrhundert der englischen Komödianten zurückzuführen, da deutsche Schaulust von den artistischen Fertigkeiten englischer Shakespearespieler ergötzt wurde, und von dem Dichter selbst nichts anderes übrig blieb, als der rohe Stoff als Mittel für die Künste prächtig verkleideter Springer, brutaler Jahrmarktgreueldarsteller und gotischer Boffentreiber. Könnte nicht der Schauspielervertrag heute abgeschlossen werden, den Christian von Sachsen mit den Mitgliedern des ersten Gespiels der englischen Komödianten in Deutschland abschloß? „Was wir taffel haliten, und süntzen so ofte Inen solchs angemeldet wirdt, mit Inen Scheyen und zugehörigen Instrumenten, auffwarten und Rusficiren, Uns auch mit Inrer Springkunst und andern, was sie in Zirkigkeit gelearnet, küst und ergeglichkeit machen.“ Nur daß heutzutage die „Lust für das taffel halten“ nach dem Theater angereizt werden müssen! Und gilt nicht weithin auch heute, was Gundolf von der Shakespeareentseelung durch die englischen Komödianten sagt! „Nacheinander werden weggerissen: Sprache, Seele, Symbolik, Stimmung, Charakteristik, Sinn, Handlung, und nacheinander werden herrschend Stoffmaße, Clown, Dekoration, Musik, Garderobe.“

Schon die Willkür der Textbehandlung, der Eigenbearbeitung durch souverän wirtschaftende Regisseure ist Art der „englischen Komödianten“. Alle Erreichungen und Mächtigungen sind Vergeltungen des Dichters. Immer noch nimmt man Rücksicht auf die zarten Ohren — nur die Ohren, nicht die Seelen haben diese Reizbarkeit! — und dämpft die jeglichen Ehrlichkeiten. (Selbst Schlegels Lieberhebung mildert die erotischen Wortspiele!) Und doch entfaltet die weltflüchtige, weltensaugende Leidenschaft der Gärten- und Palmenjeneren in „Romeo und Julia“ erst dann die ganze Fülle ihrer tragischen Magie, wenn sie sich erheben aus den Hochpfeilen des Bedientengesprächs des Eingangs.

Aber, tiefer ergrift, ist das Schicksal Shakespeares in unserer Zeit nur das Schicksal der Kunst und der Stellung der Künstler überhaupt. Die Kunst ist gemeinhin nur eine Unterhaltbarkeit, in günstigeren Fällen ein edler Reiz in mühsigen Stunden, die sonst der Verdünnung anheimzufallen würden. In höchster Wertung ist die Kunst eine berechtigte Spezialität neben den anderen Wirklichkeiten, neben Arbeit, Erwerb, Politik, Wissenschaft. Der Künstler ist ein Daseinsberechtigtener wie eine Maniküre — immer ein wenig überflüssig, weltfremd und lächerlich. Zumal in Deutschland. Der Politiker gewöhnlichen bürgerlichen Schlages, dessen Geschäft es ist, für große und kleine sachliche oder auch persönliche Zweckmäßigkeiten immer das gleiche halbe Duzend unsehbarer, weil falscher Argumente zehntausendmal zu wiederholen und ein ferneres halbes Duzend marktgängiger und zugkräftiger Handgriffe anzuwenden, dünkt sich ein wertvoller wie pfiffiger Lenker der Weltgeschichte; es würde seine Klugheit verächtlich, wenn er von Kunst auch nur etwas verstünde, geschweige, daß er sie als seine Führerin zu erleben vermöchte. Und der Künstler würde sich seinerseits bestedt glauben, wenn er im politischen Betriebe wissend, ernst, tapfer mitläte. Beides aber ist Aufhebung, Verneinung der Kunst wie des Künstlers.

Kunst in seiner innersten Bedeutung ist das zentrale Erlebnis des Menschen, die ungeheuerste und ernsteste Erfahrung, die uns die tiefste Wirklichkeit des Weltwesens schauen läßt; sie vollendet die im Engen wirr tastende Kreatur zur wegschweren Universalität. Kunst ist der Zusammenstrom aller Quellen des Mensch-

lichen und selbst wieder Quell jeder menschlichen Größe und gesellschaftshöfischer Zukunft. Die Phantasie des Dichters ist die wirksamste aller Wirklichkeiten, die die vom Alltag des Gewöhnlichen gebaute, verängstigte und verkrüppelte Natur des Bürgers befreit, die uns befähigt, zu allen großen Erkenntnissen und erneuenden Taten.

Das war die Auffassung Herders von Shakespeares Dichtung, das war der lebendige Shakespeare, und nur so vermag er in die Zeiten zu leben. Sagen nur vorüberzuckende Erschütterungen von seinen Dramen aus, er wäre tot. Shakespeare lebt nur dann, wenn seine Phantasie uns zum schaffenden Schicksal wird. Nur dann tönt Beards gewaltige Weltfrage und sehnfüchtiger Welttraum nicht ins Leere, nicht über ewige Gräber:

Komm fort! Zum Kerker fort! — Da laß uns sitzen, wie Vögel in dem Käfig. Bitt' du um meinen Segen, will ich Inien Und dein Verzeihn erlösen; so woll'n wir leben, Beten und singen, Märchen uns erzählen, Und über goldne Schmetterlinge lachen. Wir hören armes Volk vom Hofe plaudern, Und schwatzen mit; wer da gewinnt, verliert; Wer in, wer aus der Kunst; und tun so tief Geheimnisvoll, als wären wir Propheten Der Gottheit; und so überdauern wir Im Kerker Ränk' und Spaltungen der Großen, Die ebb'n mit dem Mond und fluten.

Der „Don Quixote“ im Lichte der Zeiten.

Zum Cervantes-Gedenktage. Von Alfred Gothe.

Es war für Cervantes' klassischer Roman, auf dem sich die Prosadichtung der Weltliteratur aufgebaut hat, ein Glück und Unglück zugleich, daß sein humoristischer Stofflicher Inhalt ihn zum Lieblingsbuch der Kinder aus aller Herren Länder gemacht hat. Das trug naturgemäß sein wichtiges Teil dazu bei, dem Don Quixote eine Verbreitung und Volkstümlichkeit zu sichern, die in der Welt der Bücher schlechterdings ohnegleichen geblieben ist. Andererseits aber brachte es diese Verbreitung des Kinderbuches auch mit sich, daß die Belanntschaft, die man von dem „Ritter von der traurigen Gestalt“ seit der Kinderzeit her in treuer Erinnerung hielt, der inneren Wertung der tiefinnigen Symbol- und Gedankenwelt, die das Werk des Cervantes und dessen zweiter Teil zumal in sich schließt, im Lichte stand. Diese volle Wertung des Romans der Romane blieb infolgedessen auf einen kleinen Leserkreis beschränkt, der in gar keinem Verhältnis zu der Bedeutung und der Verbreitung des Buches steht. In diesem kleinen Kreis fand der Don Quixote dafür freilich ein um so liebevolleres und tieferforschendes Studium, von dem die zu einer stattlichen Bibliothek angewachsene Cervantes-Literatur bereichertes Zeugnis ablegt. Philosophen wie Schelling, Schopenhauer und Hegel, Dichter wie Goethe, Byron und Heine haben sich im Verein mit den tonangebenden Literaturhistorikern der Welt eingehend mit dem Helden der Mancha beschäftigt, den das Genie seines geistigen Vaters aus der begrenzten Enge seiner zeitlichen und drilichen Umwelt zur weltbeherrschenden Ewigkeitshöhe emporhob. Auch hier wieder bewahrheitete sich das Wort, daß jeder edle Dichter ein Seher ist, der aus der Fülle seiner unerschöpflichen Phantasie Schätze spendet, gegen die alle Reichtümer der Welt verbleiben. Und mit Recht sagt Schopenhauer in seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit“: „Alle Pracht und Genüsse, abgesehen im dumpfen Bewußtsein eines Tropfes, sind sehr arm gegen das Bewußtsein des Cervantes, als er in einem unbequemen Gefängnis den Don Quixote schrieb.“

Cervantes, dem eine in der Seeschlacht von Lepanto erlittene Verwundung eine Verstümmelung der linken Hand und die Lösung des Arms eingetragen hatte, sah wegen einer lächerlichen, bei der Einlieferung von rückständigen Abgaben entstandenen Anrechnungsdifferenz in Sevilla im Gefängnis, als er im Jahre 1607 den ersten Teil des Don Quixote begann, dessen Druckerlaubnis 1604 erteilt wurde und der ein Jahr später erschien. Der Wunsch, die äppig wuchernde Giftblume jener Nitterromane, die, aus der Artusfage herausgewachsen, vom Ausgange des Mittelalters bis zum Beginn der neuen Zeit zu einer wahren Landplage geworden waren, durch das Mittel einer Ton, Stil und Geist dieser Schwänromane parodierenden Karikatur mit Stumpf und Stiel aus-

Endrik Kraupatis.

Eine litauische Geschichte von Ernst Bichert.

„Es macht doch Spaß. Wo hast Du das Geld?“ „Hier in der Briestafche.“ Er zog sie vor und setzte sich auf den Kasten, mit dem Rücken gegen das Fenster. Nisze schob den Schmelzlicht an ihn heran und lehnte sich auf seine Knie. Er wickelte die Ledertafche auf und nahm ein Päckchen heraus. „Ist das viel Geld?“ fragte sie. „Run — wie man's nimmt. Sechszehntausend Mark!“ „Ach —!“ „Zehntausend in Tausendmark Scheinen, das übrige in Hundertern.“ „Zähle doch einmal.“ „Warum soll ich zählen? Es ist schon gezählt.“ „Du kannst mir doch den Gefallen tun, Endrik.“ Sie legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihn. „Meinetwegen denn,“ sagte er. „Ich werde auflegen, zähle Du selbst.“ Es geschah so. Nisze packte auf, daß alle Bildseiten nach oben zu liegen kamen und die Reihen ganz ordentlich Linie hielten. Wo etwas daran fehlte, half sie nach, indem sie zugleich den Kopf wiegte und die Richtung abjirkelte. „Die sind hübsch aufmarschiert,“ bemerkte sie, als der letzte Schein seine Stelle hatte. „Du kannst Dir einen davon nehmen,“ sagte Kraupat — „welchen Du willst.“ Sie lachte. „Auch einen von den großen?“ „Ich hab's gesagt: welchen Du willst.“ Sie sah zu ihm auf und schüttelte den Kopf. „Das ist nichts für mich, Endrik, Du weißt's ja schon: ich nehme kein Geld von Dir.“ „Sei nicht närrisch, Kind.“ „Es bleibt dabei. Das Geld bringt uns nur auseinander.“ Er gähnte. „Wie Du willst. Ich bin schläfrig. Es war heut ein schwerer Tag. Wir haben viel getrunken.“ Er schob die Scheine wieder zusammen und wickelte sie in die Ledertafche. An der einen Wand war ein Gestell von Brettern angebracht, das ein Bett darstellte. Es lag Strohdarin, ein zer-

rissenes Raken darüber, oben ein Kopffissen. Kraupat steckte die Briestafche unter das Kopffissen auf der Seite nach der Wand zu. Dann legte er sich schlafen und schnarchte bald laut. Als er am anderen Morgen aufwachte, stand Nisze am Ramin, der sich in dem halb verfallenen Kachelofen befand, und lodzte Kaffee. Der kräftige Duft zog ihm um die Nase. „Das wird schmecken,“ sagte er, sich redend. „Mich hungert auch.“ „Es ist Brot und Butter da,“ versicherte sie. Als sie den braunen Trunk in zwei irdene Schälchen goß, erhob er sich wieder und setzte sich zu ihr. „Mit Dir ist zu leben,“ bemerkte er, ihr die Schulter klopfend. „Das will ich meinen,“ antwortete sie schmunzelnd. „Willst Du Brot schneiden?“ „Gib.“ „Die Butter streiche ich darauf.“ Er oh mit großem Behagen. „Wenn ich denke, wie unfreundlich meine Frau gegen mich ist —“ „Verdirb Dir nicht den Appetit, Endrik. Es ist so gut, als ob Du gar keine Frau hast.“ „Ich habe aber doch eine Frau.“ Er seufzte. „Sie weiß, was ich getan habe.“ Nisze umarmte ihn. „Ich weiß es auch, aber es kümmert mich nicht. Wenn man einem recht gut von Herzen ist —“ „Kage! Du hast's schon mit vielen getrieben.“ „Aber jetzt hat' ich's nur mit Dir — so lange Du mir treu bleibst. Und ich weiß, Du bleibst mir treu. Du mußt ja.“ „Wenn meine Frau sich nur von mir scheiden lassen wollte!“ „Sie ist schlecht. Was hat sie noch von Dir? Was will sie von Dir? Sie quält Dich unnütz. So nachsüchtig könnt' ich nicht sein, Endrik.“ „Sie ist krank im Kopf.“ „Du solltest sie einsperren lassen. Wer weiß, was sie nicht noch alles herumredet.“ „Ja, man ist keine Minute sicher. Aber wie soll man's anfangen? Ich will einmal mit dem Schreiber reden.“ „Red' lieber mit mir. Ich weiß Dir besseren Rat zu geben.“ Die Röhchen waren unter dem Kasten vorgekrochen und miauten um sie herum. Sie nahm eins nach dem anderen auf den Schoß und gab ihm Milch zu trinken. Kraupat schaute zu, die Ellbogen auf die Knie gestützt. „Besonders wenn ich nun baue — hat sie verlangt, daß ich das Geld nicht nehmen soll.“

„Willst Du denn bauen?“ „Eigentlich möcht ich nicht. Die Mülerei ist mir zuwider. Und mit so einer Frau — man könnte in Amerika etwas Besseres mit dem Gelde anfangen.“ „Ihm fiel ein, daß er die Briestafche noch nicht wieder zu sich gesteckt hätte, und er stand deshalb auf und ging nach der Bettlade, um sie aufzunehmen. Er hob das Kopffissen. „Wo ist die Briestafche?“ Er wühlte im Strohdarunter, riß es heraus, streute es auf den Boden. „Wo ist die Briestafche?“ schrie er, feuerrot im Gesicht. „Ich habe sie verwahrt,“ sagte Nisze ganz ruhig, indem sie ein zappelndes Röhchen auf die Erde setzte und ein anderes auf den Schoß hob. Kraupat wußte offenbar im Augenblick nicht, wie das gemeint sein sollte. Halb erleichtert, halb wieder stutzig gemacht, starrte er sie an und knurrte: „Verwahrt? Was soll das? Sie war unter meinem Kopf gut genug verwahrt.“ „Doch wohl nicht,“ antwortete Nisze lächelnd. „Sonst hätte ich sie Dir nicht fortziehen können. Das kann leicht ein anderer auch, wenn Du so tief schläfst.“ „Gib sie her,“ befahl er. „Das ist dummer Spaß.“ „Es ist gar kein Spaß,“ entgegnete sie. „Gib die Briestafche her, sage ich Dir.“ Sie schüttelte den Kopf. „Gucke sie doch.“ „Warum soll ich mein Eigentum suchen? Nach schnell, oder —“ Sie sah ihn mit listig blinzelnden Augen an. „Oder —?“ „Wo hast Du die Briestafche, Nisze?“ „Sie ist versteckt. Ich sage nicht wo. Sie ist gut versteckt.“ Er riß die Augen auf. „Was? Versteckt? Auch vor mir? Was soll das? Nach mich nicht wild. Die Briestafche her! Oder ich sage, Du hast mir das Geld gestohlen.“ „Sag's doch so laut, daß man's auf der Landstraße hört.“ Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf. „Bestie,“ schrie er, „Du willst an das Geld! Aber das Gericht soll —“ „Zeige mich doch an,“ entgegnete sie gelassen. „Ich hab' auch etwas anzuzeigen.“ „Ach —!“ Er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen. „Sei nicht dumm, Endrik,“ sagte sie, mit ausgebreiteten Armen ihm entgegengehend. „Was soll ich mit dem Gelde ohne Dich?“

(Fortf. folgt.)

zutreten, hatte dem Dichter die Feder in die Hand gedrückt. Und es war wahrlich kein Kampf gegen Windmühlen, auf den er sich damit eingelassen hatte, sondern eine hochpatriotische Tat, dieser Versuch, dem Gegner mit seinen eigenen Waffen den Garaus zu machen. Welch ungeheurer Einfluss jene in die Region des Wüstenlandes verleitete Romane auf die Gemüter gewonnen hatten, erhellt zur Genüge daraus, daß Philipp II. bei seiner Verheiratung mit Maria Tudor allen Ernstes fernbleiben sollte, dem Thron zu entsagen, falls König Artus wiedererscheinen sollte, und daß 1553 Karl V. auf Bitten der Cortes ein Gesetz erlassen hatte, das die Ausfuhr von Nitterromanen nach den spanischen Kolonien bei strenger Strafe unterlagte. Von einer Ausbeutung des Gesehes auf das Nitterland hatte man wohlweislich abgesehen, da man von einem Einfließen gegen die Seuche der Nitterromane eine Volkserhebung befürchtete.

Der Erfolg des ersten Teils des Don Quixote war nicht nur in Spanien, sondern in ganz Europa gewaltig, und die Hoffnung des Dichters, mit ihm die Nitterromane totzuschlagen, wurde so reichlich erfüllt, daß sich von Stund an kein Nachwerk vom Schlage der berühmten Amadis-Romane mehr hervorwagte und die allen Ausgaben nicht mehr gedruckt wurden. Da der beabsichtigte Zweck damit erreicht schien, sollte Cervantes darauf verzichtet, sein Werk weiterzuführen, und erst das im Jahre 1614 erfolgte Erscheinen einer plumpen Fortsetzung des Don Quixote unter dem Pseudonym eines Fernand de Avellaneda bestimmte ihn, den Bitten seiner Freunde nachzugeben und dem ersten Teil seines Don Quixote einen zweiten folgen zu lassen, der 1615 erschien. In dem zweiten dem Erscheinen der beiden Teile folgenden Jahrzehnt hatte die Tendenz des Dichters noch freier Ausdruck seiner innersten Gedanken im Sinne seines Wortes: „Die Feder ist die Zunge der Seele“ immer beständiger Form angenommen, die ihn und seine Arbeit weit über die ursprünglich gesteckten Grenzen hinauswachsen ließen. Hinter der Gestalt des Ritters der Mancha taucht jetzt scharf und unverkennbar der Dichter selbst auf, und je mehr sich im Fortgang der Erzählung die Nebel des Wahns, die ihm ein Herrbild der realen Welt vorgegaukelt hatten, von dem Gehirn des Quixotes hoben, um so bereicherter findet der Held als Sprachrohr seines geistigen Vaters dessen Ansichten und Meinungen, um sich schließlich ganz mit Cervantes zu identifizieren im Geiste der Worte in der Vorrede des Buches: „Für mich allein kam Don Quixote zur Welt; er verstand zu handeln, ich zu schreiben; wir bildeten zusammen einen Körper und eine Seele.“ Von der Sonne edler Menschlichkeit und unerschütterlichen Optimismus erwidert und durchdrungen, steigerte sich im zweiten Teil des Werkes die abenteuerliche Geschichte des sinnreichen Jüngers und seines nächsten Knappen im Spiegelbilde eines aus tiefinnerlicher, die Gegensätze verführenden Weltanschauung quellenden Humores zum klassischen Symbol des uralten Kampfes zwischen Geist und Materie, zwischen Idealismus und Wirklichkeit.

Während die Kritik des 17. und 18. Jahrhunderts sich an dem kurzweiligen Spiel von Ernst und Komik erfreute und nur die menschliche Charakterzeichnung besonders hervorhob, ohne den Dingen tiefer auf den Grund zu sehen, gewann im 19. Jahrhundert das Verständnis für den tieferen Sinn des Don Quixote mehr und mehr die Oberhand, daß man schließlich alles mögliche in das Werk hineingebeugte und aus ihm herauslesen wollte. Professor Friedr. Bouterwek, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts an der Universität Göttingen Philosophie und Literaturgeschichte lehrte und dessen zwölfwändige „Geschichte der Poesie und Dichtung“ nachhaltige Anregung auf die deutschen Romantiker ausstrahlte, war wohl der Erste, der im Don Quixote eine weltanschauliche Tendenz witterte und damit ein Thema anstieß, das in der Folge ausgiebig erörtert wurde. Byron und Heine waren es insbesondere, die vom Standpunkt ihres eigenen Weltbegriffes im Don Quixote eine Satire auf den Idealismus der Menschheit zu sehen vermeinten. Damit war der Methode der Deutungs- und Deutungslehre, die ohne Rücksicht auf die klar ersichtlichen Absichten des Dichters ihrem Spürsinn die Fäden ziehen ließ, ein unbegrenztes Betätigungsfeld eröffnet. Nichts spricht aber überzeugender für die Bedeutung des Buches und das weltumspannende Gesichtsfeld seines Geistes und Dingen weit vorausweisenden Verfassers, als die Wahrnehmung, daß noch heute jeder im Spiegel des Don Quixote einen Teil seines eigenen Wesens zu sehen vermeint und seinen Erbanteil an dem Vermächtnis beansprucht, das Cervantes der Welt in seinem ein Jahr vor seinem Tode erschienenen Nitterroman hinterließ und das ihm einen Ehrenplatz unter den edelsten Renaissance-Charakteren anweist.

Kleines Feuilleton.

Händels „Samson“ in der Volksbühne.

In seiner „Einführung“ in das Programm des neunten Sonntagskonzertes der Freien Volksbühnen bei Professor Weichmann die Bedeutung Friedrich Händels als Bahnbrecher deutscher Musik in England hervor. Ohne ihn hätten die Werke einiger seiner landesmännischer Zeitgenossen, nämlich Haydn, Beethoven und Mozart schwerlich jenseits des Kanals so rasch Eingang gefunden. Und er selbst war trotz mancherlei Konzeptionen an den englischen Nationalcharakter doch urdeutsch als Musikschöpfer geblieben. Das beweisen seine Oratorien vor allem. In seiner 41. Opern puffert, unbeschadet aller Einflüsse der weltanschaulichen Modemuskeln genug deutscher Art und deutschen Wesens. Wohl hatte er ja mit ihnen Erfolg erzielt. Auf die Dauer aber mühten ihm Jünglingen und allerlei Tageslämpfe das Schaffen für die Opernbühne verleben.

Aus äußerlichen Ursachen und inneren Mitten wendete er sich einer neuen Musikgattung zu. Das war eben das biblische und weltliche Oratorium. Nicht daß er's zuerst erlarn. Es war ja in seiner rein kirchlichen Form und Gestalt schon da. Dennoch hat Händel das Oratorium erst eigentlich begründet durch eine Anzahl von Meisterwerken, deren Glanz noch heute fast unvermindert fortleuchtet. Wenn ist unter ihnen sein „Messias“ und „Die Massabäer“ fremd geblieben?

Nun hat der Berliner Volkschor am Karfreitag auch „Samson“ zweimal vor übervollem Hause zur Aufführung gebracht. Das Werk erinnert in seiner Dreiteiligkeit und seinem kunstvoll gefügten Aufbau an ein Musikdrama. Nur ein Opernkomponist konnte ihm dies näher der Bühne als dem Konzertpodium sitzende Gepräge geben. Selbst in der Erzählerform, die darin festgehalten ist, wirkt es mit unerschütterter dramatischer Kraft. Zweidreieriertel Jahrhunderte sind beinahe spurlos an dieser Musik vorübergegangen, die nur in den Akkordschüssen und im koloraturistischen Weimert der Arien den Kompositionstil jener Zeit verrät.

An der Aufführung waren außer dem Volkschor das Orchester, Wilhelm Scholz am Cembalo und als Träger der Solopartien die Damen Virgit Engel (Delila) und Paula Weinbaum (Rissa) sowie die Herren Rudolph Paubenthal (Samson) und Artur van Ewehl (Manoah und Daxopa) beteiligt. Ohne die größtenteils eindrucksvollen Leistungen aller zu verkennen, wird man wohl Frau Weinbaum die Palme reichen müssen. Der Volkschor war stimmlich gut und wird bei der Wiederaufführung alle Einflüsse zweifellos sicher gebracht haben. An dem künstlerischen Ergebnis dürfte man sich ausrichtig erfreuen.

ek.

Die Obstbaumblüte.

Nur auf wenige Wochen beschränkt ist die Zeit der Obstbaumblüte für den Naturfreund doch eine der schönsten im ganzen Jahre. Für den Gärtner wohl auch die wichtigste, denn von ihrem Verlauf hängt in erster Linie der Erfolg seiner Wähen, Beschaffenheit und Ertrag der Ernte ab.

Die Blütezeit unserer meisten Obstbäume liegt zwischen April und Mai. Verhältnismäßig früh blühend ist der Pfirsich, von den Griechen schon im 4. Jahrhundert vor Christi nach Europa ge-

bracht, hat er sich noch immer nicht recht unserm rauhen Klima angepaßt und verlangt viel Wärme und Windstille, so daß man ihn am Spätesten nach am sichersten fortpflanzt, wo seine rosigen Blüten auch prächtig wirken. Ein ausgesprochener Frühblüher ist auch die ebenfalls aus dem Orient stammende Aprikose, deren köstlich beschmeckten Blüten oft schon im März herauskommen, leider aber wie auch die Frucht selbst sehr empfindlich sind und deshalb gleich dem Pfirsich am besten an geschützter Stelle oder als Spalierobst gepflanzt werden sollen. Ihr nahe verwandt ist die grünlichweiß schimmernde blühende Pflaume. Von ihren Verwandten, den Kirschen oder Hofkirschen, den Reineclauden, den Mirabellen und den Zwetschgen oder eigentlichen Pflaumen, sind die letztgenannten wohl die am häufigsten gepflanzten Sorten. Da sie ursprünglich aus Turkestan stammen, also einem Lande, das auch raue Temperaturen kennt, so sind sie weniger empfindlich, doch sehr wasserbedürftig.

April und Mai bringen uns ferner die Kirschblüte. Heber und über mit rein weißen Blütenbüscheln bedeckt, bietet der blühende Kirschbaum einen Anblick, der an Schönheit seinesgleichen sucht. Sowohl die Südkirsche wie auch die Sauerkirsche stammen aus Asien; doch ist die Südkirsche schon in vorhistorischen Zeiten zu uns gekommen — man fand in Pfalzsaureisen Kirschkerne, während die Sauerkirsche viel später, erst durch die Griechen, nach Europa gebracht wurde. Wild wachsende Südkirschen trifft man bisweilen in Gebirgswäldern an, wo die Bäume bis 18 Meter hoch werden können. Und ebenso, aber seltener, wild wachsende Sauerkirschen. Die Kirschblüte ist nicht übermäßig empfindlich; doch verträgt der Baum keine starke Kälte und gedeiht daher im trockenen Früh Sommer am besten.

Im April beginnt auch die Birne ihre großen, schneeweißen mit roten Staubbeuteln gefüllten Blüten anzuküßeln. Kultiviert und geschützt wird bei uns die Birne schon seit dem frühesten Mittelalter, und zwar aus ihrer Stammform, dem Holzapfenbaum, der als dorniger Strauch oder Baum manchmal in Wäldern zu finden ist. Sehr empfindlich in bezug auf die Bodenbeschaffenheit wie gegen Kälte und Kälte, ist die Edelbirneblüte gewöhnlich ein Sorgenkind für den Gärtner. Unsere älteste Kulturfrucht, der schon vor Jahrtausenden so gut wie heute bekannte und gekochte Apfel, blüht meist erst im Mai; obgleich der Birne nahe verwandt, ist er doch viel weniger empfindlich als sie, und seine rosa Blütenbüschel sind bedeutend widerstandsfähiger gegen Kälte. Die unendlich vielen Apfelsorten, die heute unsere Märkte füllen, entstammen alle einer Verebelung des Holzapfenbaumes, der in Südeuropa oft ganze Wälder bildet, bei uns indes auch, allerdings etwas seltener, anzutreffen ist.

Die Zeit der Obstbaumblüte ist sehr wichtig für die künstliche Bildung neuer Obstsorten auf dem Wege der Übertragung des Blütenstaubes einer Sorte auf die andere, d. h. für die sogenannte Bastardierung zweier verschiedener Sorten, für den Gärtner ein schwieriges, aber um so interessanteres Stück Arbeit. Man überträgt mit einem feinen Pinsel den Blütenstaub auf die Narbe einer anderen und wartet nun das Ergebnis ab, das zuweilen viel feinere Früchte als die beiden gekreuzten Arten liefert, aber auch nicht ausschließt, daß man damit gerade das Gegenteil erzielt, so daß die Bastardierung selbst für den Kundigen gewöhnlich eine Art Zufalls spiel darzustellen pflegt. In der Regel erfolgt die Bestäubung der Blüten durch Insekten, hauptsächlich Bienen. Weiden diese ausnahmsweise einmal fort, so hat die Natur vielen Blüten noch den Ausweg der Selbstbestäubung offen gelassen, die auch oft genug erfolgt, indem sich die Staubbeutel leicht krümmen und den Pollen auf die eigene Narbe fallen lassen. Für die Güte der Frucht ist die Fremdbestäubung allerdings wertvoller. Endlich gibt es auch noch Obstsorten, deren Blüten überhaupt keiner Bestäubung bedürfen und dennoch wofschmeckende Früchte liefern. Diese Jungferfruchtbarkeit, wie man die Erscheinung nennt, zeigt sich, den neueren Untersuchungen nach, wie denn die Arbeiten auf diesem Gebiete überhaupt erst jüngsten Datums sind, bei Birnen häufiger als bei Äpfeln, auch bei Weinreben und Feigen, und sie hat den Vorteil, daß die Fruchtkerne hohl sind und bei geeigneter Kultivierung auch ganz zum Verschwinden gebracht werden können, was natürlich den Wert der betreffenden Früchte wesentlich erhöht.

Berliner Shakespeare-Feier vor 100 Jahren.

Auch vor 100 Jahren hat man in Berlin den 23. April, Shakespeares 300jährigen Todestag, festlich begangen, als ob der Dichter einer der unsrigen wäre. Die Berliner General-Intendantur der Kgl. Schauspiele hatte damals gerade den Schauspieler Pius Alexander Wolff, nach Goethes Worten dessen einzigen eigentlichen Schüler, engagiert und richtete es so ein, daß dieses neugewonnene Mitglied an jenem Tage zuerst und zwar als Hamlet, auftrat. Wie aus der „Vossischen Zeitung“ vom 25. April 1818 zu ersehen ist, wurde zum Eingang ein Prolog gesprochen und zwar „ganz in dem Geiste, der ihn gebildet hatte, und worin vorzüglich die Stelle willkommen war, daß wie England selbst so auch Englands Pflanz Shakespeare ursprünglich deutscher Abstammung und folglich er und seine Schöpfung als deutsches Eigentum anzusehen und zu genießen sei“. Ob diese Feier unserm heutigen Geschmack entsprochen haben würde, ist allerdings zweifelhaft. Der Berichterstatter lobte zwar den Hamlet des Herrn Wolff und rühmte dem Volonius-Darsteller nach, er erinnere an Jffland, der die Rolle geschaffen habe und von dem selbst Engländer bewunderten, in ihrem Vaterlande werde seine Leistung nicht erreicht. Doch rügte er an den anderen Schauspielern, daß sie sich sinnlose Verrenkungen der Besse erlaubten. Auch vernichtete er „am Schluß, da man im Hintergrunde auf Wolken getragen Shakespeare, die goldene Leiter in der Hand und von Wolken und Thalia mit dem Sternenkranz gekrönt“ sehen konnte, die Klänge der Harmonika, die „eine würdige Begleitung des überraschenden Anblicks gewesen wären“. Auf unser modernes Publikum würde eine derartige Darbietung weniger wohlwollend als erheitert wirken, in damaliger Zeit wird sie ihren Zweck sicher nicht verfehlt haben.

Trapezunt.

Eine echt orientalische Handelsstadt mit all ihren dem Abendlande so seltsam erscheinenden Eigentümlichkeiten, vielen Mängeln, aber auch mancherlei ertrotzten Reizen — das ist Trapezunt, die Hauptstadt des gleichnamigen Vilajets, die die Türken selbst Taraboson nennen, und die in der levantinischen Sprache als Trebizonda bekannt ist. Uralt ist diese Stadt; sie soll angeblich noch einige Jahre früher als Rom gegründet sein. Wahrscheinlich wurde das alte Trapezunt aber erst um 700 v. Chr. von Milesiern aus Sinope angelegt. Unter Kaiser Hadrian war Trapezunt die wichtigste Stadt am Schwarzen Meere, dem damaligen Pontus Euxinus. Im späteren Mittelalter gab es sogar einmal ein Kaiserium Trapezunt, ein kleines Reich, das aber im Jahre 1402 von den Türken erobert wurde. Seither herrscht in Trapezunt der Islam; aber das einst dort mahgebende Christentum ist bis auf den heutigen Tag nicht aus der Stadt verschwunden; ein griechischer Metropolit hat in Trapezunt neben einem armenischen Erzbischof und einem armenisch-unterten Bischof seinen Amtssitz. Denn die Stadt besitzt eine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung, und Türken, Griechen, Armenier, Perser wohnen hier nebeneinander. Die Bevölkerung macht im ganzen etwa 40000 Seelen aus, und es scheint, daß sie sich in neuerer Zeit eher vermindert als vermehrt hat. Das rührt daher, daß der Handel von Trapezunt zurückgegangen ist, dadurch, daß im Jahre 1878 das Vilajet nach dem russisch-türkischen Kriege an Umfang erheblich verloren hat. Auch ist ein Teil des Handels am Batum übergegangen, das wegen seiner Eisenbahnverbindungen günstiger Verhältnisse bot. Auch der Handel mit Persien, in dem der Transitverkehr mit Teppichen die Hauptrolle spielt, hat sich zum Teil vorteilhafter Wege gesucht, und seine Hauptbedeutung hatte Trapezunt in den letzten Jahrzehnten als kleinasiatischer Hafen am Schwarzen Meere, den ein regelmäßiger Dampfschiffverkehr mit Konstantinopel, den Donaumündungen und einigen Mittelmeerhäfen verband. So war Trapezunt bis zum Kriegsausbruch ein Hauptkapitel- und Expeditionsplatz zwischen dem Abendlande und Vorderasien, und von hier aus ging der Verkehr über Land, nach Erzerum, Tabris und nach Syrien durch

Karawanen weiter. Merkwürdig genug ist es, daß diese Stadt, in der jährlich mehr als 10000 Segelschiffe und 500 Dampfer anlegten, keinen eigentlichen Hafen hatte. Geplant war er zwar seit langem, aber die Nützlichkeit unter der Regierung Abdul Hamids ließ die Projekte nie zur Ausführung gelangen. So mußten die Schiffe auf offener See anern, und bei den häufigen Stürmen im Schwarzen Meere war das mit weitlichen Gefahren verbunden. Die Stadt Trapezunt ist im Sommer von großem Reiz, da sie in ihrem Innern weite, prächtige Gärten trägt. Auch ihre Lage an der ansteigenden Küste des Schwarzen Meeres ist reizvoll; majestätisch überragt die Stadt der waldbedeckte, 3400 Meter hohe Kofat-Dagh, dessen Gipfel fast das ganze Jahr hindurch von Eis und Schnee bedeckt ist. Ein Teil der Stadt liegt auf flachen Hügel, ein anderer Teil zieht sich bergaufwärts bis zu einer Felsplatte zwischen zwei Schluchten, auf der sich die alte Zitadelle der Stadt mit einem verfallenen Schloß erhebt. Die meisten Häuser von Trapezunt sind aus Holz gebaut; die Straßen sind windig und wie fast überall im Orient unreinlich. In den Bazaren, die durchweg aus Stein errichtet sind, findet man alle Waren des Orients, neben kostbaren Schals, Teppichen, ziselierten Ringen und mit höchster Kunstfertigkeit gearbeitetem Schmuck auch billigen aus dem Abendlande eingeführten Brillantenschmuck. Der Handel liegt ganz in Händen der Armenier und Griechen, die etwa die Hälfte der Bevölkerung ausmachen und gleichzeitig deren christlichen Teil bilden. Hat doch Trapezunt, die armenischen Gotteshäuser nicht gerechnet, allein 22 griechische Kirchen!

Der wirkliche Chylok.

Das Herausnehmen eines Stückes Fleisch aus dem lebenden Menschen infolge einer Wette, eines Versprechens, einer Schuldverschreibung findet sich in der Literatur verschiedener Völker; das älteste Beispiel dürfte wohl in dem indischen Drama „Kartikardra der Tugendhafte“, das dem 12. Jahrhundert angehört, vorkommen. Doch allgemein bekannt ist allein Chylocks Vertrag mit Antonio im „Kaufmann von Venedig“, und der Shakespearesche Chylok ist uns das Nitterbild des zugleich habgierigen wie rachsüchtigen Juden geworden. Da ist es ganz besonders überraschend zu hören, daß bei dem Prozeß, der Shakespeares Vermutung als Vorlage gedient hat, der Jude der leidtragende, nicht der handelnde Teil gewesen ist. In Gregorio Letis „Leben Sirtus V.“ wird die folgende Geschichte erzählt, die Prof. A. Sulzbach nach Schudis „Jüdische Denkwürdigkeiten“ als 42. Stück seiner „Silber aus der jüdischen Vergangenheit“ wiedergibt und die hier in großen Ziffern folgen möge. Der reiche Kaufmann Sechi in Rom hat im Jahre 1538 die Nachfolge von der Eroberung von San Domingo durch Franz Drake erhalten; er teilt sie dem jüdischen Kaufmann Simon Conda mit, wagt aber bei ihm auf hartnäckigen Unglauben, der schließlich in den Worten zum Ausdruck kommt: „Ich will ein Pfund von meinem Leibe verwetten, daß dies nicht wahr ist! Sechi legt dagegen 1000 Scudi, vor zwei Zeugen, einem Christen und einem Juden, wird die Wette schriftlich gemacht. Nach vor Ablauf von drei Monaten wird die Nachricht bestätigt. Sechi will durch Ausschneiden des Pfundes Fleisch an einer gefährlichen Stelle den Juden in Lebensgefahr bringen. Dieser wendet sich an den Gouverneur der Stadt mit der Bitte, Sechi zu befehlen, als Entgelt 1000 Scudi anzunehmen. Als nun der Gouverneur die Sache vor Papst Sixtus V. gebracht hatte, erklärt dieser, der Wette müsse acnügt werden; aber er sagt zu Sechi: „Gebt hierbei wohl Achtung auf euch selbst. Denn wofern ihr nur ein einziges Quinlein zu viel oder zu wenig schneiden werdet, müßt ihr ohne einzige Wurmbergigkeit hängen.“ — daselbe, was Shakespeares Hunger und gerechter Richter sagt. Beide wollen nun zufrieden sein, wenn man den geschriebenen Fettel zerreiße“. Aber jetzt zieht der Papst strenge Saiten auf, sie werden ins Gefängnis geführt, auch den Entschuldigungen des Gouverneurs scheint der Papst nicht zugänglich zu sein; es wird ihnen — als Mörder und Selbstmörder — das Leben abgeprochen. Aber Sixtus, der nur hatte schreien wollen, begnadigt sie zuerst zur Geleere, und als ihnen schon die Ketten angelegt werden sollten, wurde ihnen auch diese Strafe erlassen gegen eine Spende von 2000 Scudi, die jeder zu dem angefangenen Bau des Hospitals di Ponte Sisto gab. Dies erste Beispiel, daß Sixtus ein gesprochenes Urteil mildernde, dürfte wohl allgemein schnell bekannt geworden sein; als Quelle für Shakespeare dürfen wir wohl Text ansehen.

Amundsens neues Polarschiff.

Wie aus Kristiania gemeldet wird, hat Roald Amundsen dieser Tage mit dem Schiffbauer Chr. Jensen in Aker den Vertrag über den Bau des neuen Polarschiffes abgeschlossen, auf dem er seine Fahrt zum Nordpol unternehmen will. Das neue Schiff wird einige dreißig Meter lang, gegen zwölf Meter breit und wird einen Tiefgang von weniger als drei Meter haben. Zum Vergleiche sei angeführt, daß der Tiefgang der „Fram“ sich reichlich auf Doppelt belief. Die Kräfte für die im Verhältnis zur Länge des Schiffes ungewöhnliche Breite sowie für den geringen Tiefgang liegt darin, daß bei diesem Bau das Schiff bei Frostbedingungen sich leichter heben kann und auf diese Weise der Gefahr, vom Eise gedrückt zu werden, weniger ausgesetzt ist. Das Polarschiff soll als Dreimaßgasselsonner erbaut und mit einem kräftigen Motor versehen werden, der eine Fahrt von neun Meilen leisten kann. Für die ganze Besatzung, die aus acht Mann bestehen soll, wird ein einziger, gemeinsamer Raum hergerichtet, der zugleich als Salon, Arbeits-, Speise- und Schlafraum dienen soll. Von der Mannschaft hat sich Amundsen bereits den größeren Teil gesichert und zwar gehören alle von ihm bisher übernommenen Leute der „Fram“-Mannschaft an. Es fehlen ihm nur noch zwei oder drei Mann.

Zwanzig Jahre deutsche Kinematographie.

Genau 20 Jahre ist es her, daß in Berlin und damit im ganzen Reich zum erstenmal gefurthelt wurde. Wie die „Lichtbildbühne“ mitteilt, meldeten damals Berliner Zeitungen, ein Ding mit dem unaußersprechlichen Namen Kinematograph sei hier öffentlich gezeigt worden, eine Spielerei. Ein Russe hatte die Sache in Paris gesehen, sie nach Berlin gebracht und hier unter den Linden ein Lokal gemietet. Der Russe gab bald Herjengel und Oscar Rehter etwa den vom Russen importierten Holzlasten, der noch heute von Rehter als Reliquie aufbewahrt wird, um einen Gegenstand zu seinem ersten Apparat zu haben. In diesen 20 Jahren der Kinematographie hat sich manches geändert, viel bekämpft und viel geliebt ist sie in diesen 20 Jahren worden. Eins steht fest, der Kinematograph kann ein der besten Volkserziehungs- und Unterhaltungsmittel sein. Hoffen wird, daß er's noch werde.

Notizen.

— Vorträge. An der Humboldt-Akademie Freie Hochschule beginnen Anfang Mai folgende Vorlesungen: Dr. Kappeler: „Die heiligen Schriften der Juden und Mohammedaner“, Montag 8. d. Montag 1/9—10. Beginn 1. Mai; „Die Poesie der Bibel“, Dortheimstr. 12, Dienstag 1/9—10, Beginn 2. Mai. Dr. A. Nielebusch: „Die Befestigung des unteren Spreetales und die Gründung Berlins“ mit Lichtbildern und Sonntagsvorlesungen, Dortheimstr. 12, Montag 8—9/9, Beginn 1. Mai. „Aus dem Berg- und Hüttenwesen“ (Das Eisen und seine Gewinnung): Dipl.-Ing. H. du Bois, Bergakademie, Invalidenstr. 44, Dienstag 8 bis 10, Beginn 2. Mai. „Judentum und Christentum und der Krieg“: Dortheimstr. 12, Mittwoch 8—10, Beginn 3. Mai.

— Schwimmunterricht in der Schule. Die Badeanstaltskommission der Stadt Solingen hat nach der „Sdn. Ztg.“ beschlossen, daß für die Schüler der Oberklassen der Volksschulen der obligatorische Schwimmunterricht eingeführt wird. Der Unterricht wird Mittwoch und Donnerstag in der städtischen Badeanstalt unentgeltlich durch Bademeister und -Wärter der Anstalt erteilt. Für die Volksschülerinnen der Oberklassen soll veruchsweise am Freitagvormittag Unterricht im Schwimmen erteilt werden. Kinder von Kriegerfamilien erhalten Freifahrt.